

Rundbrief Nr. 1

-Wie schnell sich alles ändern kann-

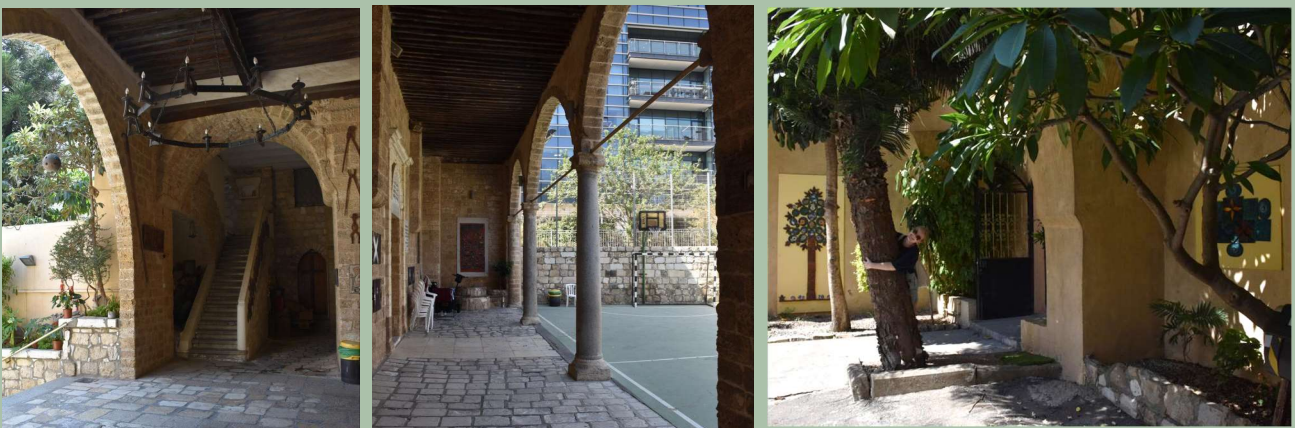
Hallo du,

ob wir uns kennen, oder nicht und wie auch immer du über meinen Rundbrief gestolpert bist. Mich freut es sehr dich in meine vergangenen sechs Monate entführen zu dürfen. Sie waren die erste Hälfte meines Freiwilligendienstes, die etwas anders verlief als ursprünglich geplant.

Mein Name ist Dominika und ich bin mittlerweile 19 Jahre alt. Als ich vergangenen August 2023 nach meinem Abitur in den Freiwilligendienst gestartet bin, war mein Ziel damals Haifa. Eine ca. 300.000 Einwohner*innen große Hafenstadt in Israel, Palästina, Israel Palästina-, so richtig klar geworden wie viele unterschiedliche Namen und Grenzen diesem Ort mit all seinen komplexen Identitäten zugesprochen werden, ist mir erst dort so richtig bewusst geworden. Zusammen mit einer weiteren Mitfreiwilligen wurde ich hier Teil des „House of Grace“. Wir waren die ersten Freiwilligen, die nach langer Zeit wieder in die Familienorganisation im Zentrum Haifas entsandt wurden, nachdem es vor vielen Jahren das letzte Mal internationale Freiwillige aus anderen Entsendeorganisationen vor Ort gab. Dementsprechend befand sich unser Aufgabenbereich noch stark in der Findung und sollte in Hinsicht auf weitere Volontärsjahrgänge zur Orientierung beitragen. Ähnliches wie für unsere Freiwilligenrolle im „House of Grace“ galt auch für unsere gemeinsame zweier-WG. Sie einzurichten wurde nämlich zu einer weiteren Beschäftigung, doch dazu später mehr.

Einsatzstelle in Haifa

Wie bereits erwähnt, das „House of Grace“ ist eine Familienorganisation im Zentrum Haifas, deren Begründer Kamil Shehade mittlerweile verstorben ist. Verkörpert wird sie heute also von seiner Frau Agnes, ihren gemeinsamen Söhnen Jamal, Thomas, Bernard, Stefan und der Tochter Anaya. Dazu kommen außerdem noch angestellte Sozialarbeitende, Fundraiser, Ehemalige und Freiwillige. Entstanden ist das „House of Grace“ als Rehabilitations- und Resozialisierungsprogramm für männlich gelesene Personen, die lange Haftstrafen hinter sich haben und auch aufgrund dessen gesellschaftliche Diskriminierung erfahren. Bis heute handelt es sich bei ihnen noch um die Hauptzielgruppe des „House of Grace“. Ihnen wird dort die Möglichkeit zu wohnen geboten, sich



einen routinierten Alltag aufzubauen, psychologische Unterstützung zu bekommen und Vorschläge für einen Umgang mit Freiheit zu erleben. Auch das Gartenprojekt stellt ihnen in diesem Zuge eine Möglichkeit für Engagement und Beschäftigung dar. Doch nicht nur dafür steht das „House of Grace“. Gleichzeitig setzt es sich zum Ziel weitere marginalisierte Gruppen aus der Umgebung etwas abzufangen. Zum einen gibt es einen Jugendclub, der nach der Schule der teilnehmenden Kinder und Jugendlichen stattfindet und zu den Hausaufgaben, der kreativen Entfaltung und der sportlichen Betätigung beiträgt. Das „House of Grace“ versucht auch Familien zu unterstützen, etwa mit

Hilfspaketen von Schreibmaterialien zum Schuljahresbeginn, oder einem Secondhandshop, der für alle geöffnet ist. Die christlichen Werte, die das „House of Grace“ für sich als zentrale Motivation begreift, können auch erkannt werden an der melkitisch katholischen Kirche, die sich auf mit auf dem überschaubaren Gelände befindet. Gleichzeitig lässt es für jedes teilhabende Individuum an dieser Stelle offen, was das auf persönliche Ebene übertragen heißen kann.



Die Aufgaben meiner Mitbewohnerin und Mitfreiwilligen Isa und mir beschränkten sich in den ersten zwei Monaten vor allem auf Jugendclub und Secondhandshop. Wie gesagt, wir waren die ersten Volontärinnen seit langer Zeit und mussten erst einmal lernen unsere eigene Rolle im „House of Grace“ zu definieren und uns einzuleben. Mit der Zeit konnten immer mehr Vorschläge und Ideen einbringen, die unsere Aufgabenbereiche mit der Zeit noch weiter ausgeweitet hätten. Montags kochten wir von nun an für alle Mitarbeitenden, halfen bei Vorbereitungen der Örtlichkeit für Besuchsgruppen oder versuchten alle Familienangehörige sowie zusätzliche Mitarbeitende besser kennenzulernen.

Wohnsituation Freiwilligen WG

Ich nehme an ein paar Monate mehr hätten nicht nur bedeuten können das eine oder andere Projekte zu initiieren, sondern auch unsere WG noch etwas schöner einzurichten. So zogen Isa und ich Mitte August 2023 in eine Wohnung auf der einspurigen, viel befahrenen Hillel Straße ein. Ich nahm die Wohnung als verhältnismäßig groß war, was alles andere als selbstverständlich ist. So fühlten sich die weißen Räume bei unserem Eintreffen noch ziemlich leer an. Große Teile der Wohnung waren nämlich nicht möbliert. Und auch wenn wir also zu Beginn auf die Schwierigkeit stießen diese Räume zu einer Wohnung aufzubauen, fühlten wir uns von Woche zu Woche mehr zuhause. Die Devise, die unsere WG an dieser Stelle verfolgte war: die Straßen Haifas sind voller unentdeckter Schätze. Wir sammelten den größten Teil unseres Mobiliars aus dem Sperrmüll zusammen, den wir dort nicht nur zu nichtexistenten Sperrmüllzeiten, sondern so ziemlich immer und überall fanden, wenn wir denn nur die Augen aufhielten.

Rückblick auf die ersten beiden Monate

Meinen zwei monatigen Freiwilligendienst in Israel Palästina habe ich, durch meine mittlerweile nostalgische Brille, in durch und durch positiver Erinnerung. Und auch wenn diese Rekonstruktion meiner zwei Monate in Haifa zu undifferenziert ist, als dass sie eine Realität abbilde, die kritisch hinterfragt werden muss, so konnte ich mich in dieser Zeit frei fühlen. Das besagt meine Erinnerung, deren Tücken ich allerdings nicht ausblenden möchte. Eine Zeit, in der ich von meinen Anleiter*innen und Mitarbeitenden dazu ermutigt wurde zu hinterfragen und zu entdecken.

Gerade auch durch die Unterstützung unserer Anleiterin Nina, die als Fachkraft des zivilen Friedensdienst Teil des „House of Grace“ ist, wurden uns schon während der zwei Monate Freiwilligendienst viele Möglichkeiten zum Reisen in und außerhalb von Haifa geboten. Schon am

dritten Wochenende des Freiwilligendienstes konnte ich also bereits nach Bethlehem, sowie Jerusalem gehen und die Städte auf eigene Faust erkunden. Diese, wie auch weitere Ausflüge nach Ramallah, gemeinsam mit Isa und auch Nina, aber auch in das nahegelegene Carmelgebirge bei Haifa mit weiteren Freiwilligen, habe ich als sehr prägend in Erinnerung. Nicht nur konnte ich so schon früh viele unterschiedliche Orte mit spannenden Stimmungen erleben, die ihre eigenen Geschichten erzählen und andere Freiwillige besser kennenlernen, sondern auch weiter lernen Entscheidungen unabhängig zu treffen. All das hat mein Gefühl, mich einzuleben, sehr bestärkt und mir gezeigt, dass der Freiwilligendienst auch Zeit nehmen bedeutet. Dass er mir ganz viel Raum zur Mitgestaltung auf persönlicher Ebene bietet, es an mir liegt ihm Wert zuzumessen, um für mich sinnvoll zu sein und nicht nur eine weitere Erinnerung daran wie viel koloniale Strukturen noch heute Wirklichkeit sind.

Bei meiner Ankunft musste ich dafür zunächst feststellen wie viel ich zu lernen hatte, wie wertvoll es ist auf die fundamentalsten Fragen zurückzukehren und wie sehr ich es verlernt hatte mich diesen Fragen immer wieder zu stellen, man müsste ja meinen nach zwölf Jahren Schule wäre gegenteiliges der Fall. Ich habe in meiner Einsatzstelle vor allem mit 48 Palestinian*innen zusammengearbeitet. „48 Palestinian“ bezeichnet Palästinenser*innen, die nach 1948, dem Jahr der Nakba, arabisch für Katastrophe, weiterhin in ihrer Heimat wohnen blieben. 1948 gründete sich ebenfalls der Staat Israel, deshalb spricht man oft davon, dass 48 Palestinian weiterhin innerhalb der 1948 festgelegten israelischen Grenzen wohnen blieben. Als Nakba wird das Jahr der israelischen Staatsgründung auf Arabisch bezeichnet, weil sie einherging mit der Vertreibung und dem geflohen Werden von sehr vielen arabischen Palästinenser*innen aus dem vorherigen britischen Mandatsgebiet Palästina. Stark beschäftigt hat mich deswegen gerade in und nach meiner Zeit in Haifa die Kritik an bestehenden demokratischen Systemen. Noch allzu gut höre ich in meinem inneren Ohr die Kritik und Wut über Diskriminierungsformen eines vornehmlich doch so gerechten, weil demokratischen, Systems, white washing gerade auch in Bezug auf Freiwilligendienste und viele Einsatzstellen in Palästina und Israel, sowie Ernüchterung über die vielen Ohren und Augen, die nicht zuhören oder zuschauen wollen zu scheinen.

Deswegen will ich eben nicht allumfassende Urteile treffen, ungefragte Lösungen vorschlagen, womöglich sogar als bessere darstellen und in rassistische Muster verfallen oder Sprache mit ihren rhetorischen Figuren für verallgemeinernde Seiten missbrauchen. Mir ist klar geworden wie wichtig es ist in Begriffe wie Verantwortung oder Schuld alle betroffenen gesellschaftlichen Gruppen miteinzubeziehen und nicht noch mehr Ungerechtigkeiten mit ihrer Entschuldigung zu verursachen. Ich wurde stattdessen dazu ermutigt zu hinterfragen, um verstehen zu versuchen. Um zu sehen, dass Worte und Taten, die ich benutze sehr wohl einen Unterschied machen.

In zwei Monaten Freiwilligendienst in Haifa durfte ich vor allem auch eine Menge toller Menschen kennenlernen, die ich so schnell ins Herz schließen durfte.

Gerade auch dadurch, dass dieser Abschnitt meines Freiwilligendienstes mit allen Ereignissen ab dem 7. Oktober so abrupt endete, fiel es mir seit je her sehr schwer Abschied zu nehmen von einer Realität, die in kürzester Zeit als solche zerbrach.



Zurück in Deutschland

Nachdem wir in der Woche zuvor erst mehrere Tage in Jerusalem für unser erstes Zwischenseminar verbracht haben, ging es nun, am 13. Oktober, für mich und viele Mitvolontär*innen schweren Herzens zurück nach Deutschland. Die folgenden zwei Monate in Karlsruhe waren sehr seltsam. Ich fühlte mich fehl am Platz, hatte ein starkes Bedürfnis danach wegzurennen und konnte mich nicht so recht zur Ruhe kommen lassen. Halb fühlten sich mein Kopf und Herz noch so sehr Haifa zugehörig und gleichzeitig wurde mir immer bewusster was für Ausmaße der Krieg Israels gegen Gaza annahm. So klebte mein Blick Stunden lang vor meinem Handy Bildschirm, verfolgte die Berichterstattung, die mich gleichzeitig so unglaublich sauer machte und ich versuchte so gut es ging Kontakt zu halten, zu Bezugspersonen aus dem „House of Grace“ und Mitfreiwilligen. Ich fühlte mich schuldig für die Rolle Deutschlands in der militärischen Finanzierung Israels und konnte nicht verstehen weshalb so viele die Vorwürfe des Genozids nicht auch offensichtlich erkannten. Doch der Teil, der in den zwei Monaten zurück in Deutschland, nur wegrennen wollte, von all dem Verlust, den ich verspürte, ließ mich nicht die Ruhe zulassen, die ich womöglich eigentlich gebraucht hätte. Ich besuchte also viele meiner Freunde aus Deutschland, bereiste dank 49-Euro Ticket einige Unistädte, die für mich so in Frage kamen, schrieb Bewerbungen, versuchte erfolglos an Praktika zu kommen, mistete vor lauter Bedürfnis nach mehr Minimalismus mehrfach meinen Kleiderschrank aus und gestaltete Flohmärkte in eisiger Kälte.

Mittlerweile glaube ich, der Teil in mir, der rennen wollte, dem bewusst war, dass ich abschließen musste, wenn ich wieder anfangen zu träumen wollte, er ist der, der mich davon abhielt wirklich zu verarbeiten. Ich nahm meine Gefühle zwar ernst, setzte mich aber gleichzeitig einem riesigen Zeitdruck aus, weil zurück in Deutschland zu sein, sich für mich so falsch anfühlte. Es war nicht das, worauf ich mich so lange vorbereitet hatte. Es war nicht mein Plan. Es war ein altes Leben. Ziemlich schnell wurde mir also klar, ich müsse mir eine Alternative suchen. Ich entschied mich dafür meinen Freiwilligendienst in einem anderen Land weiterzuführen.

Einsatzstelle in Lima

Mein Freiwilligendienst führte mich nun ab 18. Dezember 2023 nach Perú. Hier im riesigen Stadtviertel San Juan de Lurigancho der Millionenstadt Lima wurde mir die Möglichkeit gegeben so kurz vor Weihnachten von neu anzufangen. Meine Einsatzstelle hier nennt sich „Colegio Fe y Alegría N.37“. Es handelt sich also um eine staatliche Schule im größten Stadtviertel Südamerikas. Sie ist gleichzeitig Grund- als auch weiterführende Schule, jeweiliges immer halbtags und bietet ca. 1500 Schüler*innen Raum zum Lernen. Nur drei Blöcke entfernt von der Schule wohne ich nun also bei einer Gastfamilie. Auf die Wohnsituation werde ich im späteren Verlauf noch zurückkommen.

Dadurch, dass meine Ankunft in Lima mit dem Zeitpunkt direkt zum Schuljahresende ziemlich ungelegen kam, verliefen meine ersten „Arbeitswochen“ etwas anders, als man es wohl aus anderen Freiwilligenberichten gewohnt ist. Meine neuen Arbeitskolleg*innen lernte ich kennen, um sie für ihre Sommerferien zu verabschieden. Während des Regelschulbetriebes liegt das Feld meiner Beschäftigung, wie mir erklärt wurde, in erster Linie bei den „niños especiales“, stehend für Kindern mit kognitiven und physischen Be_Hinderungen. Als kurze Erläuterung, im Gegensatz zu der Bezeichnung „niños especiales“, also spanisch für „besondere Kinder“, ist die Bezeichnung Kinder mit Be_Hinderung wertneutraler. Sie glorifiziert oder dramatisiert nicht, sondern erklärt, dass Menschen mit Be_hinderung von der gesellschaftlichen Definition eines „normal“ daran gehindert werden an den gesellschaftlichen Strukturen so teilzuhaben wie sie es als gleichberechtigte Teile eigentlich sind. Durch den Unterstrich, den ich hier verwende, soll eine kurze Pause im Redefluss erzeugt werden und die Vorsilbe „Be“ wird stärker betont. Es wird also Aufmerksam gemacht auf Ableismus, die Diskriminierung von Menschen mit Be_Hinderung. Die Frage wer ist denn dafür verantwortlich, dass eine Gesellschaft bestimmte Personen und Gruppen ausgrenzt, sie damit an der Teilhabe hindert, soll aufgeworfen werden. Sie soll dazu führen, dass eben nicht systematisch verfallen wird in Auf- und

Abwertungen von Menschen in ihrer Existenz. Denn wer ist denn schon normal oder will es sein? Ab wann zählt eine Person als Be_Hindert? Und sind wir nicht früher oder später alle Be_Hindert, spätestens ab einem bestimmten Alter? Vielleicht ist dieses „normal“ also nur ein kollektives Verdrängen der Angst selbst nicht mehr dazu zu gehören. Selbst Be_Hindert zu sein. Aber warum schließen wir dann in erster Linie überhaupt aus?

Da die Betreuung der Kinder mit Be_Hinderung allerdings während der Sommerferien bis März aussetzt, lag meine Beschäftigung bis dahin aber bei der Ferienbetreuung, in der Gestaltung von sogenannten „Talleres“, also Workshops oder Zusatzkursen.



Erste Wochen im Colegio

Bevor diese anfangen, dauerte es vorerst aber noch einige wenige Wochen, in denen ich wenige Aufgaben hatte. Ich hatte dadurch direkt zu Beginn viele Zweifel an meiner Entscheidung nach Perú gekommen zu sein, fragte mich was denn der Sinn von all der Zeit war, in der ich mich fühlte als müsste ich etwas absitzen, als hätte ich jegliche Gründe verloren. In dieser Zeit unterstützte ich verschiedene Lehrkräfte, Aushelfende oder Teams des Kollegiums hier und da beim Schuljahresendputz, der Vorbereitung der Ferienbetreuung und gemeinsam wurde ein „Compartir“ nach dem anderen gefeiert. Zu dieser Zeit, kurz vor Weihnachten, wurde in der Runde des Kollegiums hierzu Panetón, ein Süßgebäck, zusammen mit heißer Schokolade, geteilt, wie es der Name besagt. Verbunden mit der Feier des Abschlussjahrganges wurden im „Comedor“, der Mensa, aber auch zusätzlich Mahlzeiten für alle Lehrkräfte der Schule, sowie Mithelfende verteilt.

Und da fand ich mich also wieder, von einem herzlichen Kollegium umgeben, das mir gegenüber betonte ich sei jetzt ein Teil hiervon. Und es war hilfreich so viele unterstützende Worte entgegengebracht zu bekommen in einer Situation in der ich nicht wusste wie ich so recht hineinpasste. Aber manchmal fühlte ich mich auch durch genau diese Wörter noch falscher und einsamer. Schließlich hatte ich nichts für diese Schule erreicht. Ich bin keine gleichwertige Arbeitskraft und fühlte mich manchmal doch zu Unrecht als solche wahrgenommen. Ich war kein Teil der Erfolge dieses vergangenen Schuljahres gewesen, die hier gefeiert wurden und mehr als ein paar Sätze gewechselt hatte ich mit den wenigsten aus diesen Räumen. Und dazu kam vor allem, dass ich offensichtlich als Einzige im Raum weiß war. Eine Rolle in der ich mich noch nie zuvor so unwohl gefühlt hatte.

Was mich etwas überrascht hat, war tatsächlich die Hürde, die Spanisch sprechen für mich gerade zu Beginn dargestellt hatte. Ich hatte zuvor nicht angenommen wie groß diese werden würde. Als Hintergrund Information wäre es hierbei womöglich sinnvoll zu erwähnen, dass ich in der Schule bereits fünf Jahre lang Spanisch Unterricht hatte. Und trotzdem lernte ich mich plötzlich als eine so viel schüchternere Person kennen, als ich es von mir gewohnt war. Tatsächlich würde ich so weit gehen zu behaupten meine Persönlichkeit von anderen Seiten kennenzulernen als im Alltag spanisch sprechende Person. Eine Person mit der ich mich zunächst erst mal anfreunden musste. Sie ist ein Teil von mir, der sich befremdlich anfühlte, weil ich plötzlich so „anders“ war, überall wo ich war. Ich

vermisste plötzlich so viel Optimismus, Humor, Mut, Neugierde, Energie und Selbstbewusstsein, von denen ich meinte sie seien ein fester, man könnte meinen allgegenwärtiger Bestandteil meiner. Ich dachte sie seien genau das, was mich authentisch machte. Aber festzustellen, dass ich das eine war, und gleichzeitig auch das Gegenteil sein konnte, das wollte ich anfänglich nicht so recht verstehen. Ich wollte nicht akzeptieren, dass eben all diese Teile, die ich in unterschiedlichen Umfeldern unterschiedlich ausleben konnte, zusammen, mich als Person ausmachten. Mir zogen soziale Kontakte plötzlich Unmengen an Energie, wo ich zuvor immer dachte, dass sie mich aufläden. Das alles ließ mich plötzlich so beschränkt fühlen. Mein Körper setzte mir Grenzen durch meinen Energiehaushalt. Ich fühlte mich in meiner Bewegungsfreiheit deutlich eingeschränkter als ich es gewohnt war, zumindest als Unkennende und Unbekannte, besonders in den ersten Wochen, in denen ich täglich Kommentare darüber hörte, ich solle doch bitte auf mich aufpassen. „Cuídate“, eine Verabschiedung, an die ich mich schnell gewöhnen würde. Ich musste Verarbeiten was ich in den vergangenen zwei Monaten zuhause in Deutschland nicht verarbeiten konnte und ich war wieder herausgerissen aus dem sozialen Umfeld, an das ich mich gewöhnt hatte, zum dritten Mal seit dem Beginn meines Freiwilligendienstes.

„Vacaciones útiles“

Jetzt wohne ich mittlerweile schon seit zwei Monaten in Lima, San Juan de Lurigancho. In der vergangenen Zeit habe ich vor allem Beschäftigung in der Ferienbetreuung, den „Vacaciones útiles“ gefunden. Fünf Wochen lang bin ich um acht Uhr morgens in die Schule zu kommen, habe eine Lehrerin und gleichzeitig Koordinatorin, gefragt welche Lehrkraft ich heute begleiten würde und in welchem Klassenraum. So verbrachte ich meine Vormittage damit Grundschul- oder Kindergartenkindern beim Schreiben lernen zu unterstützen, Rechenaufgaben zu üben, kleine Kunstprojekte der Kinder mit Heißkleber zu kleben, einfach nur zu bespaßen und zuzuhören oder auch mein Bestes darin zu tun Rezepte, die von einer Lehrerin wöchentlich mitgebracht wurden nochmal zu veranschaulichen. Dienstags und donnerstags sah es gleichzeitig etwas anders aus: An diesen Tagen fand der Englisch-/Deutschworkshop statt. Ursprünglich war der Plan für diese beiden Tage gewesen, ich würde gemeinsam mit der Englisch Lehrerin einen bilingualen Unterricht gestalten. Als wir allerdings merkten wie viele Kinder von unterschiedlichen Altersstufen sich für unseren Workshop angemeldet hatten, mussten wir uns dazu entscheiden die Gruppe zu teilen in zwei einzelne Kurse. Trotzdem war gerade die Gruppe der jüngeren wie wir schnell merkten noch immer viel zu groß und nivelliert, als dass die Vorstellungen, die von einem gelungenen Deutschworkshop, die ich zuvor hatte, umsetzbar wären. Ich verfolgte das Ziel möglichst kooperative Lernformen und wenig Materialien mit den Kindern zu testen, statt ihnen auf Krampf Vokabeln in die Birne zu drücken und sie damit womöglich noch beim Lernen zu demotivieren.

Die Laufzeit der „Vacaciones útiles“ habe ich als sehr überfordernd in Erinnerung. Schnell merkte ich, dass mir viel zugetraut wurde. Ich schreibe diese Annahme einer Mischung aus Faktoren und Annahmen zu. Zum einen den bereits vorhandenen spanisch Kenntnissen, die ich hatte, meinem weiß-sein und auch meiner Größe. Mit 183cm bin ich hier nämlich eine überdurchschnittlich große Person. Das verursachte in mir oft das Gefühl überrumpelt zu werden. Ich fühlte mich gefangen in einer Rolle, die dich sehr falsch anfühlte. Beispielsweise als ich mit einem Mal mit nahezu 35 Kindern alleine in einem Klassenraum war, ich den Deutsch-Workshop gestalten durfte und es hieß „ja mach mal“. Mir wurde schnell bewusst, dass ich Probleme dabei hatte nein zu sagen, ich sehr gefangen von verinnerlichten Leistungserwartungen war, dass nur stur durchhalten nicht das gleiche wie Resilienz ist und ich auch Schwächen zu artikulieren lernen musste. Schwäche zeigen, was eine große Stärke ist. Durch diese intensive Erfahrung der Eigengestalteten Deutschworkshops ist mir auf jeden Fall aufgefallen was für große Lasten an vielen Lehrkräften hier hängen. Dazu gehört nicht nur, dass die riesigen Klassen mit unterschiedlichen Leistungsniveaus schwer mit eigenbestimmtem Lernen zu vereinbaren sind. An vielen Stellen spüre ich auch deutlich die Hindernisse, die Corona in Form von noch tieferen Ungerechtigkeiten hinterlassen hat, die Fehlende Unterstützung von elterlicher Seite, die von vielen Lehrkräften beklagt wird, sowie fehlende finanzielle Unterstützung der zu wenigen Schulen und die Liste geht noch weiter.

Wenn ich die Nachhilfe Workshops hier mit dem Unterricht, den ich aus Deutschland gewohnt war vergleiche, fühle ich aber besonders eine internationale Ungerechtigkeit aufgrund von ungleich verteilten Mitteln, die in erster Linie Auslöser für viele meiner Beobachtungen sind. Die neokolonialen Strukturen, die unsere Realität aufweist sind auch oft Grund dafür warum der Freiwilligendienst für mich mit der Ladung an Gefühlen verbunden ist, die ich zu spüren bekomme. Wenn ich also in spezifischen Situationen das Gefühl habe eine Situation sei „falsch“ oder löse negative Gefühle in mir aus, dann will ich also eben nicht nur soweit gehen mein nächstes Umfeld zu verurteilen, oder zum Sündenbock zu machen, sondern will strukturelle Missstände als solche erkennen.

Reise in die Selva

Doch mittlerweile ist die Ferienbetreuung schon seit circa zwei Wochen beendet. Da ich einem unnötigen Herumsitzen entgegen gehen wollte, konnte ich, mit Absprache aller an meinem Vertrag Beteiligten, bereits nach zwei Monat der Vertragslaufzeit Urlaub zu nehmen. Vorerst etwas aufgeschmissen, weil alleine, war ich unsicher wohin mich meine erste Reise außerhalb Limas wohl treiben sollte. Immerhin war ich als Nachzüglerin, wo alle anderen Volontär*innen bereits große Teile ihrer Urlaubstage verbraucht hatten, mehr oder weniger auf mich alleine gestellt und kannte gefühlt noch nichts und niemanden. Was ich allerdings schon die ganze Zeit auf die neugierige Frage meiner Kolleginnen, was ich in Perú denn gerne sehen würde, geantwortet hatte, war, die „Selva“, also den Regenwald.

Zwei Wochen später habe ich nun einen ziemlich waghalsigen Trip hinter mir. Er führte mich über Cajamarca für das Wochenende der farbenfrohen „Carnavales“, über Chiclayo, nach Tarapoto, Yurimaguas, Lagunas, Nauta, bis schließlich nach Iquitos und zurück. Ich hatte diese Route mit Hilfe vieler Internetseiten und Blogs auf der Suche nach Alternativen zum Fliegen gefunden. Sie umfasste mehrere Tage auf einem Containerschiff unter Hängematten, einen Ausflug mit Paddelboot in die verwinkelten Flüsse des Regenwaldes, einen Morgen am Strand der nördlichen Küsten Perús, viele Nächte in Bussen, einigen spontanen Tipps von Mototaxifahrern (deren Eigennutz immer hinterfragt sei), Warterei an Häfen, einigen Bekanntschaften in Hostels, muffeligen Klamotten aus meinem vollgepackten Rucksack, vielem plötzlichen Regen gerade jetzt zur Regenzeit, einer zum Glück nicht ganz so tragischen Lebensmittelvergiftung und vielem mehr. Alles in allem, kann es nur empfehlen alleine die Reisen zu wagen, gerade an entdeckungslustige Menschen. Gleichzeitig erinnert mich allein der Fakt, dass ich reisen kann, an die privilegierte Rolle, die ich hier in Perú einnehme und was für ein Bild ich als ebenfalls in Deutschland privilegierte, über ein Deutschland, Europas oder des globalen Nordens in den Köpfen der Menschen, die ich hier treffe, vermittle. Ähnliches gilt auch für das Veröffentlichen vieler Reisefotos, gerade auf Plattformen wie Instagram, auch für Freund*innen, Familie oder Bekannte. Denn die Bilder die ich dort veröffentliche können auch nie eine Realität abbilden. Ich frage mich zunehmend wofür überhaupt, was lösen diese Darstellungen alles aus?

Gerade hier in San Juan de Lurigancho, oder auf Reisen fühle ich mich, wie bereits angedeutet, so konfrontiert mit den Auswirkungen von „white privilege“, wie ich es bis jetzt noch nie gespürt habe. Teilweise werden Handykameras auf der Straße einfach so ins Gesicht gestreckt, viel ältere, von mir männlich gelesene Menschen, machen mir Heiratsvorschläge ohne mich zu kennen und ich habe mich seit meiner Ankunft daran gewöhnt verhältnismäßig oft angeguckt und angesprochen zu werden. Auch wenn ich schon davor wusste, dass das womöglich zu meinen Erfahrungen zählen würde, so lösen ihr Erleben viel in mir aus. Gerade den Austausch über meine negativen Gefühle dazu und weitere Gedanken mit Gastfamilie, anderen Freiwilligen oder Freund*innen und Familie zuhause wertschätze ich sehr.



San Juan de Lurigancho

An dieser Stelle würde ich auch gerne noch auf San Juan de Lurigancho, das Stadtviertel, in dem ich lebe, eingehen. Lima ist in 43 Stadtbezirke eingeteilt. Allgemein nehme ich Lima schon als eine riesige Stadt wahr. Das macht sie sehr stressig, anonym und gleichzeitig voller Möglichkeiten. Gerade der Verkehr nimmt in meiner Wahrnehmung großen Einfluss auf das Leben in der 11,4 Millionenstadt. Gerade zu Morgen- und Abendstunden, aber meines Empfindens nach eigentlich die ganze Zeit, sind die allermeisten Straßen voller sich stauender, hupender Autos, Busse, Kombis, Colectivos, Motorräder und vielem mehr. Es fällt schwer Flächen zu finden, in denen man nicht unter Eindruck ihrer Geräusche, Abgase oder optischen Erscheinung steht. Schnell habe ich gemerkt, dass diese Art von Großstadtleben für mich viel Reizüberflutung und Distanz bedeuten. Manchmal frage ich mich auch warum ich denn überhaupt anfangen sollte kennenzulernen, wenn ich ohnehin nicht weiß wo ich anfangen soll. Das gilt für Orte, als auch Menschen. Ich bin gespannt ob sich diese Eindrücke als anfängliche Überforderung entpuppen. Schließlich waren die Städte, in denen ich gewohnt habe bis jetzt nie größer als ungefähr 300.000 Einwohner*innen. In den ersten Monaten in Lima lebte ich so für meine Verhältnisse eher zurückgezogen, merkte aber, dass ich vor allem auf Grund von mangelnden sozialen Kontakten nicht wirklich zufrieden mit der Lösung war.

Wenn ich Menschen erzähle, dass ich im Stadtviertel San Juan de Lurigancho lebe ist eine häufige erste Reaktion ein aufgerissener Mund und ein „Ough“, ein „Wow“ oder ein „Haben sie dich schon bestohlen?“. Es soll „gefährlich“ sein, „una zona movida“- eine „viel bewegte Gegend“. Was gefährlich bedeuten soll wird an dieser Stelle oft offengelassen. Schnell habe ich gemerkt, dass gerade den Außenvierteln Limas viele Stempel aufgedrückt werden. Besonders durch kurze Gespräche und Reaktionen fallen mir deswegen in unterschiedlichen Situationen und Umfeldern viele Vorurteile und Verallgemeinerungen auf. Wenn San Juan de Lurigancho in den peruanischen öffentlich-rechtlichen Medien und Nachrichten auftaucht, dann sind die Meldungen oft von Kriminalität, Gewalt, Chaos, Unfällen und neu öffnenden Einkaufszentren geprägt. San Juan de Lurigancho hat um die 1,2 Millionen Einwohner*innen, die Zahlen hängen hier stark von der Quelle ab. Vor allem durch die Landflucht innerhalb Perús erlebte und erlebt das Stadtviertel so in den letzten Jahrzehnten und bis heute unglaublich viel Zuzug in kurzer Zeit. Oft wurde so von Elendsvierteln gesprochen, wie heute zu Teilen immer noch. Passend hierzu auch das Motto der Kette der „Colegios Fe y Alegría“, Teil derer meine Einsatzstelle ist: „dort wo der Asphalt endet“.

Aus der Zeit, in der ich bereits in San Juan de Lurigancho leben durfte, habe ich viele Dinge lernen können. Ich bin in vielen Hinsichten sensibler für Schubladen geworden, die bestimmten Orten zugeteilt werden und im Zuge dessen auch dem einhergehenden Klassismus. Denn überall kann etwas passieren, ob in San Juan de Lurigancho, Lima, Perú, Deutschland oder jedem anderen Teil der Welt. Ich darf ganz viele unterschiedliche Menschen kennenlernen. Viel mehr frage ich mich auch hier nach Gründen warum gesellschaftliche Gruppen kriminalisiert werden, warum an vielen Stellen der Zugang zu Wasser und Elektrizität nicht selbstverständlich ist und will Verantwortung erkennen. Und zwar bei denen, die haben was andere nicht haben. Bei denen, die sich selbst als privilegiert begreifen. Bei denen, die womöglich aus vermeintlichem Eigenschutz verurteilen und abgrenzen. Bei denen, die nur sehen was sie nicht haben, statt allem was sie bereits haben. Bei mir selbst.

Wohnsituation Gastfamilie

Aber kommen wir nun noch zu der Gastfamilie, bei der ich unterkommen darf, wie ich bereits versprochen hatte. Als ich in meinen Freiwilligendienst gestartet bin, hatte ich mich bewusst gegen diese Form von Unterkunft entschieden. Das Leben in einer WG war für mich sogar mit Hauptargument, warum ich mich für Israel Palästina als Einsatzland entschieden hatte. Und jetzt, da ich in einer Gastfamilie lebe, merke ich sehr wohl, dass es mich herausfordert. Von Anfang an durfte ich die Erfahrung machen super lieb aufgenommen zu werden. Hier darf ich bei Jacqueline, der Gastmutter, ihrer Mutter Aurelia, der 23-jährigen Gastschwester Valeria und dem Ehemann von Jacqui Samuel für nahezu acht Monate unterkommen. Ihre Wohnung ist gleichzeitig Verkaufsort für den kleinen Baumarkt im vorderen, der Straße zugewendeten Teil der Wohnung, sowie einem Kiosk. Auf ihrer Hinterseite befindet sich der Wohnbereich. Die Trennung der Wohnräume, wie ich sie hier kennengelernt habe ist nicht so schalldicht, wie ich es von zuhause gewohnt bin. Das macht die Straßengeräusche zur musikalischen Vertonung meiner Träume nachts. Aber nicht nur das, denn meistens verhält es sich so, dass interessierte Kund*innen schlichtweg von der Straße aus anklopfen um ihre Bestellungen aufzugeben. So werden nicht nur die gemeinsamen Mittagessen oft unterbrochen durch einen kurzen Spurt in die „Ferreteria“, also den Baumarkt oder den Kiosk um die Kundschaft zu bedienen. Um den Verkauf kümmern sich sowohl Jacqui, als auch Aurelia. Gemeinsam sind sie auch diejenigen, die den Haushalt schmeißen.

Besonders Jacqui und Vale, mit der ich mir auch ein Zimmer teile, sind für mich erste Bezugspersonen für weitere zehntausend Fragen und Gesprächspartner*innen bei den vielen gemeinsamen Mahlzeiten. Aber auch ich werde im Gegenzug oft ausgefragt. Besonders die Frage nach Essen, in jedem erdenklichen Kontext, wäre an dieser Stelle nicht wegzudenken. Auch als Vegetarierin habe ich hier das Glück, dass es mir nicht schwer fällt mich gesund zu ernähren. Ich freue mich sehr darüber wie oft ich mit leckeren Gerichten bekocht werde und wenn auch ich mal versuche, Betonung auf versuche, meine Kochkünste zum Besten zu geben.

Was ich mit meinen Beschreibungen skizzieren will, ist, dass alle Beteiligten sehr um ein harmonisches Familienleben bemüht sind. Für mich erweist es sich vor allem als herausfordernd an genau dieser Stelle Grenzen zu ziehen oder Rückzugsräume zu finden. Mir fehlt es noch stark an außenstehenden Freund*innen oder Bekanntschaften, die sich hoffentlich noch in der kommenden Zeit ergeben werden. Bis jetzt habe ich zumindest schonmal bei meiner Suche nach Beschäftigungen die eine oder andere Möglichkeit gefunden. So gehe ich gerade zwei Mal die Woche tanzen und finde vielleicht, hoffentlich noch mehr Räume mich kreativ auszuleben.

Dadurch, dass mir die Chance gegeben wurde für bestimmte Zeiträume nicht nur in Freiwilligen-WG, sondern auch in Gastfamilie zu wohnen, werden mir zunehmend Unterschiede eines Erlebens von Freiwilligendiensten bewusst. Durchaus eine spannende Beobachtung, die sich aus dem außergewöhnlichen Verlauf meines Freiwilligendienstes ergibt. Mein Ankommen in Haifa würde ich als schneller in seiner Geschwindigkeit beschreiben. Dadurch, dass ich eine Mitbewohnende und weitere Mitfreiwillige hatte, konnte ich viel schneller auch Bezugspersonen finden, mit deren Lebenssituation ich mich offensichtlich stark identifizieren konnte. Hier in Lima, in einer Gastfamilie sieht das anders aus. Ich muss mehr verstehen und dafür geben, um verstanden zu werden. Sie gibt mir die Chance eine Lebensrealität zu erleben, die ich sonst nicht begreifen könnte. Durch beide Lebensformen kommt es zu unterschiedlichen Konflikten, Herausforderungen und Möglichkeiten.

Mir ist vieles bewusster geworden über internationale Machtsysteme und wie ich mit meiner Rolle darin umgehen möchte. Ich würde sogar so weit gehen in dieses Wachsende Bewusstsein meine Begründung des Freiwilligendienstes hineinzukonstruieren. Weil ich kritisieren möchte inwiefern ich aus dem System der Diskriminierungen in vielen Hinsichten profitiere auch hier mit diesem Freiwilligendienst. Weil er mir zeigt, dass ich nicht die Lösungen habe, sondern eigentlich nur Fehler machen kann. Allein schon mit dem Fakt, dass ich die Möglichkeit zu einem Freiwilligendienst habe,

und sie anderen nicht in gleicher Form offen steht. Und nur weil ich die Fehler mache, die ich mache, weiß ich, dass sie Fehler sind. Fehler die ich mache, weil ich Teil des Systems bin und in der Position stehe, in die ich hineingeboren wurde, ohne darum zu bitten. Das heißt nicht, dass ich weniger dankbar für meinen Freiwilligendienst bin, im Gegenteil! Ich versuche die Verantwortung, die ich trage, aber sehr wohl als solche zu begreifen. Weil ich die Energie, die der Freiwilligendienst in mir freisetzt, benutzen will, um zu bewegen. Ich fühle meine Verantwortung im Fragen stellen, im Hinterfragen, im Kritisieren, im Verstehen, im Lernen.

Wie schnell sich alles ändern kann- so habe ich meinen Rundbrief begonnen. Und wenn ich etwas aus diesen Veränderungen, mit denen ich konfrontiert werde oder die ich selber bewirke lerne, dann dass es an mir liegt ihnen Sinn zuzumessen. Dass ich diesen Freiwilligendienst dafür nutzen will um bewerten zu lernen was ich als Richtig empfinde, als Teil meines älter-Werdens, als Teil meiner Emanzipation. Und ich bin sehr dankbar dafür, dass ich diese Erfahrung machen darf mit allen Schönheiten, Fehlern, Hürden und Gelerntem, die ich erlebe.

Und das wars fürs erste von mir...

ganz liebe Grüßchen an alle da draußen, die mit dem Lesen bis zum Ende durchgehalten haben und an alle anderen natürlich auch, die wissen nur nichts von ihrem Glück :)

Dominika